

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Am Rande

Am Rande.

Die Programmgestaltung zeugt schon vom rechten Blick und vom klaren Willen. Es ist selbstverständlich, daß die deutschen Klassiker die besondere Würdigung finden. Aber die Auswahl der Dramen muß berücksichtigen, wofür das revolutionäre Deutschland aufgeschlossen ist. Schillers „Räuber“ und Goethes „Götz von Berlichingen“ sind Dichtungen, die von heiligem Trotz erfüllt sind, dabei Möglichkeiten in sich tragen, unsere Zeit nicht nur in einzelnen Wesenszügen, sondern im Prinzip zu packen.

Selbstverständlich ist im Schaffen Kleists für Festspiele manches geeignete Werk zu finden. Und dieser tragische deutsche Dichterheros, der jene Reihe sehrender und kämpferischer Genien einleitet, deren — von den Zeitgenossen wenig geachtetes — hohes Streben dem neuen Reich galt, dieser große kämpferische Geist ist den deutschen Bühnen vielleicht noch zu wenig vertraut. Bei den Reichsfestspielen, die schon mit den „Räubern“ und dem „Götz“ zwei revolutionäre Dramen aufführen werden, wurden diesmal die großen Schauspiele Kleists zugunsten seines ausgezeichneten Lustspiels „Der zerbrochene Krug“ zurückgestellt. Wollten die Reichsfestspiele nicht einen einseitigen Charakter zeigen, so mußten sie zu dieser Lösung gelangen, die wuchtige Kampfdramen und ein festes Lustspiel auf eine Linie bringen, auf den gemeinsamen Charakter deutschen künstlerischen Schaffens.

Das neue deutsche Kulturbewußtsein besteht nun nicht in einer völligen Abschließung gegen das geistige Schaffen und die seelischen Mächte anderer Nationen. Im Gegenteil, gerade da wir uns der wahren Ursprünge auch des künstlerischen im Rassistischen, Völkischen und Landschaftlichen bewußt geworden sind, können wir die rechte Würdigung für Werke, die in anderen Ländern, in anderen Staaten entstanden, von Nicht-Deutschen gestaltet wurden, geben. Wenn solche Dichtungen auf den Reichsfestspielen Berücksichtigung für die Herstellung lebendiger Beziehungen zwischen den Völkern finden sollen, so ist es selbstverständlich, daß in erster Linie an solche Dramen gedacht wird, die dem Seelentum und dem geistigen Raum der Deutschen nicht völlig fremd sind. Shakespeares „Sommer-nachtstraum“ hat bei den Deutschen schon immer Verständnis erreicht. Der gewaltige englische Dramatiker findet hier die Zustimmung eines rassistisch verwandten Volkes. Das altflämische Spiel von „Lanzelot und Sanderein“ ist in einer völkischen Entwicklungslinie gesehen deutschem Wesen besonders verwandt.

Die Ehrfurcht vor den großen Geistesstaten der Vergangenheit schließt in keiner Hinsicht das stolze Bewußtsein aus, daß auch unsere Zeit starke kulturelle Werte schafft. Die künstlerische Leistung der Jetztzeit

Reichsfestspiele in Heidelberg.

Von Hans S. Keeser.

Eindringlich wird die Forderung erhoben, daß heute mit dem Bühnenspiel eine aufgeschlossene Gemeinde zum starken Erleben zusammengeschlossen wird, daß nicht wie bisher ein gesellschaftlich betontes Publikum nur Interesse, Genuß, Unterhaltungsbedürfnis gegenüber einer Prominenten-Vorstellung bezeugt.

Wenn wir wissen, daß Reichspropagandaminister Dr. Goebbels die Schirmherrschaft über die Reichsfestspiele angenommen hat, so ist uns das Gewähr, daß bei dieser bedeutsamen kulturellen Veranstaltung des neuen Reiches sich schon die geforderten Wandlungen zeigen werden. Nicht in überhafter Weise kann eine solche tieferegreifende Umstellung herbeigeführt werden. Der Revolutionär hat sich gerade im Kulturleben weniger im Tempo als in der Beharrlichkeit zu beweisen. Der „Reichsbund der deutschen Freilicht- und Volksschauspiele e. V.“, unter dem Präsidialvorsitz von Ministerialrat Otto Laubinger, ist mit der Durchführung der Reichsfestspiele beauftragt worden und hat die große Aufgabe, den neuen Geist und die innere Kraft heutigen deutschen Kulturlebens den Volksgenossen zum wahrhaften Erlebnis, den Besuchern aus dem Ausland zu achtunggebietendem Bewußtsein zu bringen. Beide Ziele zu erreichen, ist die Erfüllung zweier Voraussetzungen selbstverständlich: ein Charakter der Festspiele, der deutsches Wesen in der Ausprägung unserer Zeit innerlich anspricht, und Qualitäten hinsichtlich der Werke selbst und der Vorstellungen, so daß hohes Künstlertum zur geistigen Fülle und zur seelischen Macht wird.

muß einem strengen Maßstab gerecht werden. Richard Euringers „Deutsche Passion“, die am 1. Mai mit dem Stefan-George-Preis von Reichsminister Dr. Goebbels ausgezeichnet wurde, hat als Hörspiel in selten starker und reicher Weise deutsche Menschen in ihren Bann geschlagen. Sie wird als großes Bühnenspiel bei den Reichsfestspielen ihre Uraufführung erleben und als leidstarkes Bekenntnis zu den Scharen sprechen, die zu einer rechten Weihestunde zum Heiligen Berg hinaufsteigen.

Die Reichsfestspiele werden von der führenden Kraft bester deutscher Schauspieler getragen werden, nicht damit diese einer selbstgefälligen Pose dienen würden, sondern damit sie mit ihren klarabgestimmten Möglichkeiten ein geschlossenes und innerlich mächtiges Ensemble erfüllen. Ministerialrat Otto Laubinger, der Präsident der Reichstheaterkammer, hat selbst die Inszenierung des „Göz von Berlichingen“ übernommen, während er Dr. Niedecken-Gebhard die Leitung der übrigen Werke übertrug. Die musikalische Leitung liegt in den bewährten Händen von Hans Müller-Kray, der als Dirigent bei bedeutenden symbolischen Tänzen sich einen Namen gemacht hat. Jens Keith ist für die Tänze selbst verantwortlich. Von den Schauspielern seien genannt: Fritz Alberti, Otto Arneht, Martin Baumann, Kurt Bortfeldt, Hans Brausewetter, Lotte Brill, Volker von Collande, Berta Drews, Leonie Düval, Hans Fiebrandt, Joseph Firmans, Albert Florath, Karl Fürstenberg, Heinrich George, Alexander Golling, Clemens Haffe, Heinrich Heckroth, Egon Helms, Marianne Hoppe, Trude Moos, Hanna Ralph, Eugen Rex, Hugo Schrader, Heinrich Schroth, Christine Schürenberg, Josef Sieber, Otto Steinmann, Gerda Maria Terno, Paul Wagner, Helmut Weiß, Helmut Wittig.

Aus der durch ihre reiche Schönheit begnadeten Landschaft um Heidelberg werden die Werke herauswachsen. Vor den Ritterbauten und Ruinen des Schlosses gehen der „Göz“ und die „Räuber“ in Szene. Der Zauber des Schloßhofes wird den rechten Rahmen für das Märchenspiel des „Sommernachtstraums“ geben. Im Bandhausaal ist der feine Stimmungsreiz für das Spiel von „Lanzelot und Sanderein“ gegeben. Und auch Kleists „Zerbrochener Krug“ steht hier in der rechten Wirkung.

Auf den Höhen des Heiligen Berges aber — in den Waldungen mit den alten Kultstätten — soll auf der neuerbauten Thingstätte Euringers „Deutsche Passion“ gestaltet werden. Groß und mächtig wird hier das Bekenntnis einer stolz aufwachsenden Generation zur künstlerischen Großtat werden.

*

Goethes Botschaft an Miesmacher und Kritiker:

„Wie mancher Schuft macht sich ein Geschäft daraus, meine Werke zu verkleinern! Ich achte nicht darauf und arbeite fort!“

176

Goldene Worte für Schulungsleiter:

Aus: Friedrich Nietzsche: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben. (Frei zusammengestellt.)

Nur aus der höchsten Kraft der Gegenwart dürft ihr das Vergangene deuten: nur in der stärksten Anspannung eurer edelsten Eigenschaften werdet ihr erraten, was in dem Vergangenen wissens- und bewahrungswürdig und groß ist. — Der Spruch der Vergangenheit ist immer ein Orakelspruch, nur als Baumeister der Zukunft, als Wissende der Gegenwart werdet ihr ihn verstehen. — Wenn hinter dem historischen Triebe kein Bautrieb wirkt, wenn nicht zerstört und ausgeräumt wird, damit eine bereits in der Hoffnung lebende Zukunft auf dem befreiten Boden ihr Haus baue, wenn die Gerechtigkeit allein waltet, dann wird der schaffende Instinkt entkräftigt und entmutigt. — Es gibt einen Grad von historischem Sinn, bei dem das Leben zu Schaden kommt. — Denn bei einem gewissen Übermaß zerbröckelt und entartet das Leben und zuletzt auch wieder, durch diese Entartung, die Historie. Die historische Bildung ist vielmehr nur im Gefolge einer mächtigen, neuen Lebensströmung etwas Heilsames und Zukunftverheißendes, also nur dann, wenn sie von einer höheren Kraft beherrscht und geführt wird und nicht selber herrscht und führt.

*

„Herrenmoral“? — Herrenmoral!

Von Hans Grimm.

In der Zeitung ist aus Berlin zu lesen, es habe der Staatsanwalt in einer Verhandlung wegen fahrlässiger Tötung betont, der Angeklagte besitze eine Herrenmoral und habe auch vor dem Gerichte keine Reue gezeigt. Der Staatsanwalt hat dann nach der Zeitungsmeldung die Richter aufgefordert, durch eine strenge Strafe diese Herrenmoral zu brechen.

Ich kenne den Angeeschuldigten nicht und kenne den Staatsanwalt nicht und war nicht Zeuge der Verhandlung. Ich weiß nur, daß, wenn sich die Dinge so abgespielt haben, wie sie die Zeitung darstellt, der Angeklagte ganz gewiß keine Herrenmoral dargetan hat und daß der Staatsanwalt sich also bedenklich, ja politisch sehr bedenklich, in seiner Wortwahl vergriffen hat. Ich glaube, daß diesem Vergriffen an dem Worte „Herr“ in irgendwelchen Zusammensetzungen, das in der marxistischen Agitation seinen unsauberen Anfang genommen hat und dann, auf den Offizier angewandt, in der zweiten Hälfte des Krieges den zerstörerischen Höhepunkt erreichte, ein Ende gesetzt werden sollte. Der Mißbrauch muß aufhören nicht irgendeiner Empfindlichkeit wegen — die es da gar nicht gibt — und auch nicht des guten Geschmacks, sondern des gemeinen und politischen Nutzens wegen, und das heißt bei uns der deutschen Nation und des Dritten Reiches wegen, dessen Aufbauzeit wir, noch vielfach verwirrt und geblendet und verblendet, erleben dürfen und in der wir, jeder, der tut und denkt und spricht, den Aufbau fördernd oder störend tätig sind.

Die Hoffnung und das Vertrauen auf das Dritte Reich und dazu der nordische Gedanke bedeuten doch gar nichts weniger als die frohe und andächtige und stolze Überzeugung vom Herrtüm in jedem deutschen Menschen, wie die Reformation Luthers nichts anderes bedeutete als die frohe und andächtige und stolze Überzeugung vom allgemeinen Priestertum.

Wie mag man nun, da das jahrhundertlang unterdrückte und weggelegene und volkstümlich vergessene Herrenrecht einer Klasse innen- und außenpolitisch wieder fruchtbar wird und sich anschießt, Pflichten zu bestimmen und Rechte zu fordern, wie mag man da das notwendigste Wort noch immer ungeschickt mißbrauchen? Dergleichen mag geschehen, wo ein Wahredner sich in Massengunst hineinbuhlen muß, aber ist ein Widerspruch, wo ein erwachendes Volk eben sein Herrenrecht zu gewinnen und ihm gemäß zu werden trachtet.

Ich gebrauche hier gar keine klingenden und opernhafsten Sätze; mir ist durchaus klar, daß, wenn sich von der Vortheit und dem Blute aus Herrenrecht in jedem deutschen Menschen finde, nicht jeder ein Herr sei. Herr bedeutet der höhere, an dieser Sprachwahrheit läßt sich nicht rütteln. Dazu, daß einer unter andern der Höhere sei, gehört von Anfang an zweierlei, es gehört dazu die besondere Leistung für die andern aus dem eigenen und über das eigene Lebenswerk hinaus und gehört eine zugleich stolze und bescheidene Haltung von der eigenen Sicherheit aus oder von dem aus, was Luther, der ein Herr war, die „Freiheit des Christenmenschen“ nannte.

Lärmen und Annäherung und auch Reichtum haben mit „dem Herrn“ nichts zu tun. Dagegen kann sicheres Eigentum die Haltung unterstützen und Leistungen für die Allgemeinheit wirksamer machen. Und in dieser erzieherischen oder bildenden Bedeutung des Eigentums liegt der geistige Sinn der Eigentumspflege durch den Staat.

Wo einem Volke zugesprochen werden soll, daß es ein Herrenvolk sei mit ihm besonderen Pflichten und zugehörigen Rechten — wie das jeder, der die Welt nüchtern erfuhr, etwa dem englischen Volke zuspricht trotz den vielen Engländern, die just keine Herren sind und waren —, da muß es bewußt anderen Völkern vorausleisten und aus der neidlosen Gewißheit der eigenen völkischen Leistung heraus seine Haltung finden. Die Deutschen haben in der neueren Zeit etwa anderthalb Jahrhunderte vielerlei vorausgeleistet, jedoch die Einsicht, daß sie als deutsches Volk und als Nation die Mehrleistung vollbringen, begann im Auslande zum ersten Male und zögernd vor rund fünfzig Jahren und wurde bei uns selbst zum ersten Male im Kriege und zum zweiten Male volkstümlich 1933 gewonnen. Es ist kein Wunder, daß, wo die Einsicht so lange fehlte, die Haltung noch länger fehlte. Im Jahre 1919 nach dem Weltkriege vermochte der Reichsminister Erzberger im Hinblick auf den Frieden halböffentlich zu sagen: „Wir (Deutschen) müssen nur alles zugeben, dann werden sie (die Kriegsfeinde) uns schon alles verzeihen.“ Das war ein ganz haltungsloser Ausspruch und war eben keine Herrenmoral.

Es gibt nun eine politische Herrenmoral vom Staate aus, die unzweifelhaft ein ethisch und politisch höchst gefährliches Moment enthält. Und wir, die etwa draußen beim Engländer waren oder den Krieg ganz erfahren haben, haben sie sehen gelernt. Wir sind ihr als ungestrafte Rohheit und ungestrafte Unlauterkeit und ungestrafte Unsauberkeit begegnet bei Leuten in kleineren und mittleren Führerstellen, wenn der Staat im Kampfe stand und wenn die angestrenzte Staatsführung meinte, die Rettung der Institution sei Augenblicks wichtiger als die Rettung der Seele, und das Gewissen könne später nachgeholt werden. Es gibt aber nur eine echte Herrenmoral vom einzelnen aus, sie enthält weder ein ethisch noch politisch gefährliches Moment, sie besteht darin, daß einer, der sich den Trotz und die Empfindlichkeit und den Gefühlsüberschwang und jede geheime Nebenabsicht abgeprüft hat, das tut und vertritt, was recht ist, gegen sich selbst nicht weniger

als gegen die bequeme und zeitlich vorteilhafte Zustimmung der Masse.

Zur echten Herrenmoral vom einzelnen aus gehört, daß einem so innerlich wie äußerlich das eigene Wesen jedes Mitmenschen unberührbar sei, und gehört, daß einer nicht eigene ungeleistete Mühe hinter sich lasse für andere. Ich will zwei deutsche Beispiele erzählen. Jeder weiß, daß die jungen Kriegsoffiziere Kern und Fischer, die den Minister Rathenau schweren Herzens erschossen hatten — weil sie meinten, das außenpolitische Unglück Deutschlands vergrößere sich durch des Ministers Amtsführung —, als gehegtes Wild durch Deutschland flohen. Die Verfolgten wurden auf dem Wohnturme der Burg Saaleck entdeckt von Geheimbeamten. Die nicht angegriffenen Beamten beschossen aus der Deckung den Turm. Ein Schuß durchschlug ein Fenster und traf Kern. Fischer versuchte dem sterbenden Kameraden vergeblich zu helfen. Dann trug er den Toten auf das Bett des abwesenden fremden Besitzers, aber damit die Stiefel des Toten nicht etwa das fremde Bettzeug beschmutzten, schob er sorglich ein Stück Packpapier unter die Füße Kerns. Dann drückte er ihm die Augen zu, dann faltete er des Toten Hände, dann erschoss er sich selbst. Das andere Beispiel ist vor wenigen Jahren in Berlin geschehen: Zwei Bäckergejellen, nach einem Berichte der kommunistischen Partei zugehörig, entschlossen sich zum Tode durch eigene Hand. Sie erschienen in der Backstube am Spätabend, sie machten den Teig und den Ofen zum Anheizen fertig. Sie gingen danach aus dem Leben. Ich meine, das Papier und der fertige Ofen seien freilich Zeichen der Herrenmoral.

Wir lernten früher in der englischen Stunde den Satz: „The king can create a nobleman but he cannot create a gentleman.“ Der Lehrer behauptete damals — es war schon in der Zeit des vom fremden Marxismus verfälschten deutschen Gefühls und auch Sprachgefühls —, man könne den Satz in unsere Sprache nicht volldeutig übertragen. Das kann man aber sehr gut, denn wenn wir damals gesagt hätten oder sagen: „Der Kaiser vermag einen Mann wohl zum Grafen, aber niemals zum Herrn zu machen“, so ist das genau so eindeutig, und man braucht nur den Mut zur ganzen Wahrheit der Sprache zu haben, die freilich vom Volke und nicht von der Masse geformt worden ist.

Wenn nun Kaiser und König und Fürsten niemanden zum Herren ernennen konnten, so kommen die Herren, nämlich die Menschen von Haltung und Leistung, die durch ihre ureigene Wesenheit und Artung die Gemeinschaft aus der Gemeinheit immer wieder herausführen, doch einen bestimmten Weg gegangen. Wir sagen heute, sie kommen vom guten, gefunden, werttragenden Blute in einem Volke; wir können sagen, sie kommen von Gott, der das gute, gesunde, werttragende Blut erhalten hat trotz den Narheiten der Menschen. Wir leben in der Zeit, in der diese Wahrheit endlich für Deutschland erkannt worden ist, und das heißt, wir leben in die deutsche Zeit hinein, in der der Kampf der Dummheit und Bosheit gegen das gute, gesunde Blut in unserem Volke sich zu ändern trachtet in dem Kampf für das gute und gesunde und werttragende Blut in unserem Volke und also für das Herrenrecht, das in jedem deutschen Menschen vorhanden ist.

Wenn das aber alles richtig ist und auch mit jeder Folgerung einmal in der Welt richtig werden soll, dann wendet sich der Mißbrauch des Wortes Herr gegen die Volksgemeinschaft und gegen die ganze große Hoffnung unserer Nation, daß da nämlich ein Tag komme auf Erden, an dem jeder Deutsche so viel wert sei, als er Kräfte zum Leisten und Erfüllen hat.

„Bildungsgutübermittler“?

Sehr viel „Belehrsamkeit“ entstand von jeher dadurch, daß an und für sich einfache Sachverhalte möglichst umständlich dargestellt wurden, „eindruckverstärkend“ wirkt dabei immer, wenn die neugewonnenen Erkenntnisse irgendwie mit den klaren Erkenntnissen eines bedeutenden Wissenschaftlers in Gegensatz gebracht werden können.

In der „Preussischen Lehrerzeitung“ vom 29. Mai 1934 schreibt Dr. K. Heinrichs einen Aufsatz: „Bildung“, in dem er feststellt:

Krieck hebt hervor, daß durch das völkisch-politische Weltbild des heroischen Realismus hindurch ein notwendiger innerer Zusammenhang des Bildungsmühens der Schule mit der bündischen Form und der wehrhaften Charaktererziehung bestehe. Aber wir können ihm nun wieder nicht folgen, wenn er schreibt: „Ihr Weg dahin geht durch das Tor des Verstandes, der Einsicht und Belehrung, vollzieht sich also in den oberen Bezirken.“ Also auf der einen Seite Ordnung der Bewußtseinsinhalte, auf der anderen Charakterzucht. Kann man denn so Wissen und Tun, Weltanschauung und Wollen trennen; heißt das nicht den lebendigen Menschen zerspalten? Krieck muß das empfunden haben; denn er schränkt danach etwas ein: „Gewiß soll die Schule auch nach Möglichkeit auf Willen und Haltung einwirken.“ Aber was heißt schon „nach Möglichkeit“?

„Aber was heißt schon nach Möglichkeit?“ Das heißt zunächst, daß sich die Schule der Aufgabe, die ihr Krieck zugewiesen hat, keineswegs zu schämen braucht: Es ist der besondere Sinn der Bildung, dem jungen Menschen ein Weltbild zu vermitteln durch Einbau des verpflichtenden Kulturgutes, nach dem er die Zusammenhänge des Daseins verstehen, von dem aus er seine Lage, seine Stellung und Aufgabe im Leben gedanklich durchdringen, den Sinn des Lebens und der Wirklichkeitszusammenhänge deuten kann.

Dr. S. meint allerdings: „Ein mannhafter Erzieher wird sich nie mit dem ennuchoiden (!) Dasein eines Bildungsgutübermittlers abfinden. — Und wenn er das Einmaleins und das A-b-c einübt, muß der Lehrer immer noch den Weg zu Herz und Gemüt, zu Willen und Charakter seines Kindes suchen.“ Das sei dem mannhaften Erzieher unbenommen, soweit die „Möglichkeit“ dazu bei der Übermittlung des Bildungsgutes gegeben ist. (Das bedeutet „nach Möglichkeit“!) Vom politischen Bildungsgut her gesehen, darf er wahrlich kein Langweiler sein, gerade hier muß er sehr viel wissen, was wir weder ihm noch dem völkischen Nachwuchs ersparen können. Man sollte unsre wesentliche Aufgabe durch Ausdrücke wie „pauken“ und „drillen“ nicht unnötig herabzerrern. Ennuchoides Bildungsgut! Wer wagt es, ihm auch nur noch eine Stunde Daseinsmöglichkeit zu geben? Nachdem die Einseitigkeit der früheren Erziehung glücklich überwunden ist, soll unsere Jugend das Wort des Reichsunterrichtsministers beherzigen lernen: „Es gibt heute Jungen, die glauben, sie könnten hier mit einer Schwungstemme die geistige Leistung ersetzen. Das ist ein Irrtum!“ Wenn die Schule den völkischen Nachwuchs zur geistigen Leistung führt, dabei „nach Möglichkeit auf Charakter und Willen einwirkend“, dann hat sie ihre Pflicht erfüllt.

Es ist ein Irrtum zu glauben, daß damit Bildung und Erziehung zertrennt würden. Zertrennung, d. h. eine Kluft zwischen Bildung und Charaktererziehung und Willensformung tut sich allerdings dort auf, wo Schule und Bund gegeneinander arbeiten, wie es bei den Konfessionellen Bünden heute notwendig der Fall sein muß. Wo aber Schule und Bund Hand in Hand miteinander arbeiten, ich weiß, daß in dieser Hinsicht noch vieles im argen liegt, wo es

aber tatsächlich schon der Fall ist, trägt die Jugend ihr Gemeinschaftserlebnis vom Bund in die Schule, wo sie jeden, der „ihrem“ Bund noch fern steht, nur noch von der Seite ansieht. Hier liegen Möglichkeiten für die S. brach, die erst dann voll ausgenutzt werden können, wenn sich allgemein das Verhältnis zwischen Schule und S. gebessert hat. Reichsminister Rust hat im Einvernehmen mit der Führung der S. eine klare Entscheidung in der zeitlichen Beanspruchung getroffen (Sonntag der Familie, Samstag dem Bund, die übrigen Tage der Schule), sie wird der erste Schritt zur Verständigung werden.

Bevor Dr. S. das Schlusswort erteilt wird, sei noch an ein Wort Goethes erinnert: Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt. Dr. S. meint: Aufgabe der Bünde und Wehrverbände ist es, die Gegenwartshaltung zu bilden, Aufgabe der Schule aber, eine zeitlich erstreckte Haltung, d. h. Dauer und Beständigkeit zu sichern. Aufgabe der Bünde und Wehrverbände ist es, die Einsatzbereitschaft der Kräfte im zufallenden Augenblick zu bilden durch ständig vorübergehendes Entscheiden, Aufgabe der Schule aber ist es, den Einsatz der Kräfte sowohl für jene Augenblicke wie für das gesamte Leben des Jugendlichen zu sichern durch ständig vorübergehendes Handeln, Angreifen und Wehren. Aufgabe der Bünde, Wehrverbände und der Schule aber ist es, Charakter zu prägen, Willen zu stählen, Körper und Seele stets in lebenstotaler Einheit zur Funktion zu bringen. E. N.

*

Scheidung zwischen politischer und religiöser Erziehung.

Ministerpräsident Siebert unterschied anlässlich einer Rede vom 3. Mai in Würzburg zwischen politischer und religiöser Erziehung. Er führte u. a. aus:

„Wir erkennen keine andere Herrschaft über den politischen Menschen als die unseres Staates an. Die politisierende Kirche können wir nicht mehr dulden. Niemals mehr wollen wir in Deutschland politisierende Geistliche. Ist es denn für sie so schwierig, hier einen Strich unter die Vergangenheit zu machen und sich auf unsere Seite zu stellen?“ „Was wir von vornherein verlangen, ist, daß die Kirchen dem Nationalsozialismus gerecht werden, daß der Staat das alleinige Recht auf den politischen Menschen in Deutschland hat, wie auch nur der Staat allein im öffentlichen Leben auf die Jugend ein Anrecht hat. Gerade weil wir die Jugend im christlichen Sinne erziehen wollen, teilen wir dieses Arbeitsgebiet und legen die christliche Erziehung in die Hände der Kirchen, aber die Erziehung zum deutschen Menschen führen wir bei der deutschen Jugend allein durch. Ich bin auch der Ansicht und wage zu sagen, daß die gemeinschaftliche Erziehung unserer Jugend auch in der Volksschule unter Trennung des religiösen Unterrichts ein erstrebenswertes Ziel ist. Diese gemeinschaftliche Zusammenführung liegt im staatlichen und kirchlichen Interesse. Wir müssen den Glauben des anderen zu ehren verstehen.“

Der Glaube an Gott ist das Größte und Herrlichste, der Glaube, der allein einen Teil göttlichen Wesens in die Menschen legt. Das Dogma ist immer Menschenwerk gegenüber dem Glauben, der die gött-

liche Offenbarung darstellt. Der tiefste Sinn des Christentums ist die Opfertat des freien, nur in Gott gebundenen Willens. Wir müssen bei diesen Auseinandersetzungen zur Einigung kommen. Dann gibt es nichts mehr, was uns trennt im Ziel der Volkwerdung."

*

Evangelische Gemeindejugend und GJ.

Nach der im Dezember vorigen Jahres erfolgten Eingliederung der evangelischen Jugendverbände in die Sittlerjugend mußte die evangelische Kirche zu einer Neuordnung ihrer Jugendarbeit kommen, weil es nach der Eingliederung keine Jugendverbände im alten Sinne mehr gab. Ende April ist nun die „Ordnung für die Evang. Gemeindejugend (E. G. J.)“ erschienen, die die kirchliche Jugendarbeit neu regelt. Wir lesen darin, daß die alte, verbandsmäßige Form für die Jugendarbeit an den Zehn- bis Achtzehnjährigen aufgehoben ist und keine Mitgliedschaft mehr besteht. An ihre Stelle ist die alle umfassende E. G. J. getreten. Man könnte sich über diese großzügige Vereinigung der bisher in viele Gruppen aufgeteilten evangelischen Jugend freuen, wenn nicht im selben Abschnitt der Satz stünde: „Für die über Achtzehnjährigen bleibt die Verbandsarbeit erhalten.“ Weiterhin wünscht die Kirche ausdrücklich, daß die Angehörigen der E. G. J. nach Vollendung des achtzehnten Jahres in die — also offenbar weiterbestehenden — Jugendverbände übertreten. Das Ziel der GJ. aber ist die Überführung in die SA. Die Forderung der Kirche steht der vertrauensvollen Zusammenarbeit von E. G. J. und GJ. im Wege. Man gewinnt den Eindruck, daß einerseits der Wille zur Schaffung einer großen, einheitlichen Gemeindejugend wohl vorhanden ist, daß aber andererseits die Kirche auf die bisherigen Jugendverbände nicht verzichten möchte und sie in irgend einer Form beibehalten will. Das ist keine klare Entscheidung, sondern eine Kompromißlösung und entspricht nicht dem Willen unserer Jugend, die nach einer eindeutigen Neugestaltung auch des kirchlichen Lebens verlangt.

Wir lesen aber noch weiter im zweiten Teil der „Ordnung für die E. G. J.“: „Soweit es sachlich geboten erscheint, sind überparochiale Kreise im Sinne ständischer Arbeit (z. B. höhere Schüler und Hausgehilfinnen) ... zulässig.“ Damit ist also der Weiterbestand z. B. der „BK.“ (Bibelkreis), der sich aus Schülern höherer Lehranstalten zusammensetzt, auch innerhalb der Gemeindejugend gestattet als „ständische Arbeit“. Uns ist es unerfindlich, weshalb „höhere Schüler“ Sonderbünde innerhalb unserer Volkjugend bilden sollen, und was diese Bünde mit ständischer Arbeit zu tun haben! Der Begriff „ständisch“ ist hier völlig mißverstanden und wird dazu benutzt, kleinbürgerliche Sonderbünde zu rechtfertigen. Und das geschieht ausgerechnet zur selben Zeit, in der Sittlerjugend unter dem Leitsatz: „Nieder mit dem Standesdünkel“ ihre Schülermützen öffentlich verbrennt!

Das sollte auch der Kirche zu denken geben!

y.

*

Sehr gut!

Wir freuen uns aufrichtig, in dem Führerorgan der nationalsozialistischen Jugend: „Wille und Macht“ — über Günther Gründels Buch u. a. folgende Sätze lesen zu können: Gründels „Jahre der Überwindung“ ist

im Geiste eines Hochmutes geschrieben, der schon kaum mehr überboten werden kann. Der Mann, der die „Sendung der jungen Generation“ schrieb und damit sehr glücklich die Jugend von 1925 in ihrem suchenden Ringen erfaßte, ist in das Lager aufgeblasener Literaten herabgestiegen, die — wie er von sich selbst sagt — „zufällig nicht einmal eingetragene Parteigenossen sind“. (1) Aus der Froschperspektive läßt sich ein Elefant nicht umbringen. Intellektuelle wie Gründel sollten sich an Meister der Form und des Geistes nicht so überheblich heranwagen — sie werden dabei nur das Opfer der Lächerlichkeit. Man lese in der Folge 6 unserer Buchbesprechungen das Urteil von Hans Schmid. Wie man es auch machen kann, zeigt folgende Besprechung desselben Buches in einer Zeitung, die einmal auf Wohlverhalten nicht genannt werden soll. Sie ist vom Standpunkt der Standpunktlosigkeit aus geschrieben, der ohne Zweifel den einen Vorteil hat, daß man keinen Standpunkt zu verteidigen braucht:

Gegen Oswald Spenglers Buch „Jahre der Entscheidung“ ist eine ganze Reihe von Erwidern und Ablehnungen erschienen. Dr. E. Günther Gründel nennt seine Schrift „Jahre der Überwindung“ und bringt außer seiner Abrechnung mit dem Gelehrten eine Darstellung der Aufgabe der deutschen Intellektuellen und eine weltgeschichtliche Sinndeutung des Nationalsozialismus. In dem Abschnitt über den Intellektuellen und das neue Deutschland stehen auch beachtliche Gedanken über Kritik. Sie erscheinen uns sehr zeitgemäß, weil vielfach die Meinung verbreitet ist, jede Kritik sei heute zumindest unerwünscht, wenn nicht gar verboten. In dieser allgemeinen Form bedeutet das unzweifelhaft einen Irrtum. Man muß jedoch über das Wesen der Kritik im klaren sein. Wir haben, meint auch der Verfasser, von ihm vielfach noch eine falsche Auffassung. Vom böswilligen Zerunterreißen und häßlichen Zerlegen über die sachliche Beurteilung bis zur werterschöpfenden Kritik ist ein weiter Weg. Die fruchtlose Verneinung hat aufrechten Denkern noch niemals zugesagt. Andererseits ist eine aufbauende und aus gutem Willen kommende Beurteilung so wertvoll, daß man ihr dankbar sein müßte. Der Verfasser sagt unseres Erachtens denn auch sehr richtig: „Es wäre in der Tat slavisch und inferior, gegen besseres Wissen und Gewissen unterschiedslos alles gutzuheißen, was „oben“ geschieht. Die eigentliche Aufgabe der Kritik ... ist die bejahende des Bessermachens, der positiven Vorschläge zur Abstellung irgendwelcher Mißstände. Wir werden künftig in Deutschland alle Kritik, sei es mündliche, sei es gedruckte, unter dem Gesichtspunkt einer neuen Auffassung unter die Lupe nehmen, für die Kritik nicht mehr nur ein „Recht“ ist, sondern ein Amt. Und es wird von nun ab auch das umgekehrte Recht gelten, Kritik am Kritiker selbst zu üben.“ Er nennt es dann eine große Tat, daß gegen die „Kritiker aus Mißvergnügen“, gegen die sehr verbreitete Art von „Kritikern aus Mangel an Ja“ vorgegangen wurde. „Dieses Durchgreifen aber war niemals so gemeint, daß auch nach Überwindung des mit jeder Mobilmachung einhergehenden „Ausnahmestandes“ nun etwa alle Kritik überhaupt verboten sei. Im Gegenteil, sachliche, ressentimentfreie, verantwortungsbewußte Kritik ist nicht nur erlaubt, sondern als aufbauendes Element erwünscht und notwendig.“ Wir Lehrer und alle sonstigen Berufsstände, deren Tätigkeit zum überwiegenden Teile vom Beurteilen her gestaltet ist, so daß diese geistige Haltung naturgemäß auch leicht im Außeramtlichen mitbestimmend wird, werden derartige Auslassungen mit besonderer Anteilnahme lesen.

E. V.

In der Monatschrift „Die Sonne“¹ stellt Franz Uz zwei Texte einander gegenüber.

Judentum.

(Altes Testament. 1. Mose, Kap. 47, 13—21, 25, 26.)
Es war aber kein Brot in allen Landen, denn die Teuerung war fast schwer, daß das Land Egypten und Canaan verschmachteteten vor der Teuerung. / Und Joseph brachte alles Geld zusammen, das in Egypten und Canaan gefunden ward, um das Getreide, das sie kauften; und Joseph tat alles Geld in das Haus Pharaos. / Da nun Geld gebracht im Lande Egypten und Canaan, kamen alle Egypter zu Joseph und sprachen: Schaffe uns Brot! Warum lässest du uns vor dir sterben, darum, daß wir ohne Geld sind? / Joseph sprach: Schaffet euer Vieh her, so will ich euch um das Vieh geben, weil ihr ohne Geld seid. / Da brachten sie Joseph ihr Vieh; und er gab ihnen Brot um ihre Pferde, Schafe, Kinder und Esel. Also ernährte er sie mit Brot das Jahr um alle ihr Vieh. / Da das Jahr um war, kamen sie zu ihm im andern Jahr, und sprachen zu ihm: Wir wollen unserm Herrn nicht verbergen, daß nicht allein das Geld, sondern auch alles Vieh dahin ist zu unserm Herrn; und ist nichts mehr übrig vor unserm Herrn, denn nur unsere Leiber und unser Feld. / Warum lässest du uns vor dir sterben, und unser Feld? Kaufe uns und unser Land ums Brot, daß wir und unser Land leibeigen seien dem Pharaos; gib uns Samen, daß wir leben und nicht sterben, und das Feld nicht verwüste. / Also kaufte Joseph dem Pharaos das ganze Egypten. Denn die Egypter verkauften ein Jeglicher seinen Acker, denn die Teuerung war zu stark über sie. Und ward also das Land Pharaos eigen. / Und er teilte das Volk aus in die Städte, von einem Ort Egyptens bis an den andern. / ... / Sie sprachen: Laß uns nur leben und Gnade vor dir, unserm Herrn, finden; wir wollen gerne Pharaos leibeigen sein. / Also machte Joseph ihnen ein Gesetz bis auf diesen Tag über der Egypter Feld, den fünften Pharaos zu geben; ausgenommen der Priester Feld, das ward nicht eigen Pharaos.

¹ Armanen-Verlag, Leipzig.

Deutschtum.

(Aus Kugler, Geschichte Friedrichs des Großen, II, 13.)
Diese Gesinnungen der Treue gegen sein Volk, die bei den Fürsten jener Zeit selten geworden waren, betätigte Friedrich zu gleicher Zeit auf eine Weise, die ihm allgemeine Liebe bereiten mußte. Der letzte Winter hatte länger als ein halbes Jahr in anhaltender Strenge über dem Lande gelegen, allgemeine Teuerung, Hungersnot an vielen Orten waren die Folge davon. Die Stimme des Elends aber hatte das Ohr des jungen Königs schnell erreicht. Schon am zweiten Tage nach seinem Regierungsantritt ließ er die reichlich gefüllten Kornspeicher öffnen und das Getreide zu sehr wohlfeilen Preisen verkaufen. Wo die Vorräte nicht zureichten, wurden bedeutende Summen ins Ausland geschickt, um Getreide zu gleichem Zwecke aufzukaufen. Ebenso wurden die königlichen Forstämter angewiesen, das erlegte Wild für geringe Preise anzubieten. Mehrere Abgaben, welche auf dem Erwerb der Nahrungsmittel lasteten, wurden für einige Zeit gänzlich aufgehoben. Endlich wurden größere und kleinere Summen, die man durch verschiedene Ersparnisse im Staatshaushalte gewann, bar unter die Dürftigsten verteilt . . .

Im Testament des großen Königs vom Jahre 1752 findet sich folgendes: Die Getreidelager für das Land dienen dazu, das Gleichgewicht zwischen den Städten und dem platten Lande aufrechtzuerhalten, in den Städten zu verkaufen, wenn das Korn zu teuer ist, und auf dem Lande einzukaufen, wenn der Preis dafür zu niedrig steht. Man bedient sich ihrer auch zu Vorschüssen für den Adel und die Bauern, die irgendwelche Not leiden und zugrunde gehen müßten, wenn man ihnen nicht auf diese Weise sofort Erleichterung verschaffte. Die für das Land bestimmten Getreidelager enthalten jetzt 8000 Wispel Korn. Als Regel gilt, daß das Korn in Berlin nicht über einen Taler steigen und auf dem Lande nicht unter den von der Kammer angelegten Preis sinken darf. Dieser Preis beträgt in der Kurmark 16, in der Neumark und bei Stettin 14 und in Ostpreußen und im Lauenburgischen 12 Groschen.

